



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bruchmann, K.: Literaturgeschichtliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ja dann tritt der Paragraph des Stockverbots Ihnen abwehrend an der Pforte der Museen entgegen.

Mehr als einmal habe ich schon gemerkt, wie Sie seufzend nach dem Schlusse dieses Briefes blättern: ist er noch immer nicht zu Ende? Jetzt ist er es aber auch wirklich bis auf die Bitte, allen Ihren Lieben viele herzliche Grüße zu sagen, Ihren kleinen Mädeln ganz besonders. Wie gern erquickte ich mich einmal wieder an dem anspruchslosen Jubel ihrer tollen Spiele, an dem holden Kontrast, worin ihr stürmisches Zutrauen, zu dem Ernst der Menschen und der Schicksale steht, die mich sonst umgeben; Sie wissen ja, was mir Kinder sind, und daß ich sie so oft so viel reicher und fesselnder gefunden habe als uns Erwachsene mit unsrer leidigen Politik. Sie verstehn auch darin den Freund, quem ex manu satis nosti.



## Literargeschichtliches

Don K. Bruchmann



ist alles Wißbare auch wissenswert? Schließen wir uns dem Wunsche des jungen Schülers an: Zwar weiß ich viel, doch möcht ich alles wissen? Diese schüchterne Frage kann sich erheben, da die Welt auch auf dem Gebiete des Wissens in allen Strömen fortrast. Wer noch den richtigen Hunger hat, kann mit Pompejus (Antonius und Kleopatra) sagen: Mein Glück ist Neumond, mein prophetisch Hoffen sieht schon die volle Scheibe — *my powers are crescent, and my auguring hope says it will come to the full.* Die in diesem Falle beneidenswerten Enkel werden also die volle Scheibe genießen. Vielleicht! Denn, wenn auch sie nun wieder abnimmt? Ein Philosoph, der seine Tücken hatte, setzt uns einen Dämpfer auf mit der Bemerkung: Alles fließt. Ist das wahr, dann fließt leider auch unsre Erkenntnis. Wir müssen nicht bloß den Fluß der Dinge fortwährend begleiten, sondern auch die Erkenntnis hat in ihren Mitteln und Methoden eine vertrackte Neigung, sich zu ändern, sodaß vielleicht leider dieselben Dinge immer wieder auf eine neue Art zu betrachten sind.

Mag man das düster oder trostreich finden, so bleibt unsre Frage bestehen. Da bedenken wir einen Augenblick, welchen Zweck doch eigentlich unsre grenzenlosen historischen Mühen haben (um bei diesen hier stehen zu bleiben), und welche Konsequenzen die Bejahung dieser Frage nach sich zieht. Denn einem lustigen und etwas faseligen Augenblicksverständnis hängt doch immer die Kette der Konsequenzen mehr oder weniger schwer am Bein.

Wenn alles fließt, dann ist unser Wissen, sogar die „wissenschaftliche“ Psychologie, ein Wissen auf Abbruch, vielleicht mit Ausnahme einiger Gebiete der Mathematik. Dennoch wird immer monumentaler gebaut, als geschähe es für die Ewigkeit. Jedoch es ist noch immer so, wie Goethe einmal an Frau von Stein schrieb: Damit der Genuß vollkommen werde, mußte noch etwas

zu wünschen übrig bleiben. Immer wieder werden Griechische Geschichten, Darstellungen der Stoischen Ethik, Dichterbiographien usw. geschrieben werden. Die Beiträge zur Horazerkklärung werden vermutlich weiter fließen, und zum hundertunderstenmale wird eine Lesart im Sallust, Vellejus usw. unter die Lupe genommen werden. Einen unmittelbaren Nutzen nun kann man im Gegensatz zu den Naturwissenschaften in den Geisteswissenschaften kaum je nachweisen. Aus dem Utilitarismus sind also ihre Arbeiten nicht zu begreifen. Auch die grenzenlosen Bemühungen um die Weltgeschichte sind insofern nicht utilitarisch, also edel, als wir bekanntlich für unsre Handlungen aus der Geschichte sehr wenig lernen. Bleibt als Beweggrund die Neugier oder ein Gefühl des Unbehagens über ein noch mangelhaftes Verständnis, oder — die Lust der Hegelschen Idee. Diese zäh und stetig wirkende Mute, die sich durchaus nicht entschließen kann, von der Bühne abzutreten, ist das Verlangen nach einer Weltanschauung. Wir wollen wissen, was oder wie die Welt ist, und kümmern uns deswegen darum, wie sie gewesen ist. Hätten wir keine Naturwissenschaft, so würden wir noch trauriger an die bekannte Wahrheit 1. Kor. 13, 9 erinnert. So gehn wir denn immer wieder an das ungeheure Detail der Völker und der Individuen heran. Sie haben für uns gearbeitet, ohne es zu wollen. In Staub gesunken, nehmen sie noch eine Art von Rache an den Lebenden durch die von ihnen zurückgelassenen Reste, an denen sich die Nachkommen die Denkerzähne ausbeissen. Wir sind an den Stoff geschmiedet, den wir in gewissem Sinne selbst hervorbringen. Wollen wir in der Biographie die Einzelheit x verstehn, so müssen wir nicht bloß w und y, sondern womöglich a bis z kennen. Das ist die Sklavenkette der Erkenntnis. Wenn uns gesagt wird, daß die Menschen nicht selten in ihre Sklavenfessel verliebt sind, so werden wir das auch hier nicht erstaunlich finden.

Und wie steht es nun mit der teuern Konsequenz, wenn wir mit der Erkenntnis des Erkennbaren bitteren Ernst machen wollten?

Wer leugnet, daß es gleichgiltiges oder wertloses Wissen gibt, muß jede „Persönlichkeit“ in sein Studium eingeschlossen wünschen. Denn da es identische Menschen nicht gibt, da jeder eine eigentümliche Ausprägung des Menschentums ist, so trägt er zu dessen Erkenntnis bei. Also können sich die Biographen anschicken, nach „Lebensfreud und großer Tat“ zu jagen durch Vermehrung der Biographien oder statistisch-schematischer Verzeichnisse? Unter einer Biographie — es handelt sich glücklicherweise nur um einen theoretischen Schrecken — kann aber recht Verschiedenes verstanden werden. Wünschen wir zu wissen, was diese „Persönlichkeit,“ feis auch in Tibet, in Zentralaustralien oder Brasilien, unter den fünfzehnhundert Millionen jeden Tag gesagt, getan, gedacht, erlebt, gegessen, getrunken hat; was für Wetter gewesen ist, ob sie zum akustischen, motorischen, optischen Typus gehörte? Denn die experimentelle Psychologie macht endlich Ernst mit der Erkenntnis des Menschen, anders als die Vulgärpsychologie. Trotz den vielen Schädelmessungen und den Resten des Pithekanthropus Erectus (Java) sowie dem Neandertalschädel steht es mit den anatomischen Untersuchungen der vergangnen Persönlichkeiten noch immer dürftig.

Und doch ist das für die Biographie wichtig. Von Carlyle zum Beispiel wird behauptet, er hätte gar nicht heiraten dürfen; ähnlich stand es anscheinend, wie G. Brandes in seiner interessanten Studie andeutet, mit dem dänischen Schriftsteller Sören Kierkegaard, der auch wirklich nicht geheiratet hat. (Vgl. Servaes, Kleist S. 11.) Aber nun die vielen andern! Zur Geschichte ferner gehört nicht nur die Weltgeschichte, sondern die Städtegeschichte, Dorfgeschichte, Ansiedlungsgeschichte. Wollen wir davon wenigstens so viel wissen, wie wir können?

Vor dieser Möglichkeit werden sich denn doch die meisten mit Entsetzen abwenden, auch wenn sie die Relativität geschichtlicher Erkenntnis bestreiten, die zum Beispiel Nietzsche in die paradoxe Formel gebracht hat: Alle Historiker erzählen von Dingen, die nie existiert haben, außer in der Vorstellung. Oder wird man mit demselben Nietzsche sagen: Die Erkenntnis auch der häßlichsten Wirklichkeit ist schön? Dann wüßte ich nicht, wie wir dem Wunsche entgegen könnten, von allen Menschen auch Photographien oder Büsten zu haben. Denn das gehört ja auch zu den Tatsachen, ist Ausprägung der Persönlichkeit.

Wir leiden unter der Tyrannei des Gegebenen, wie nicht selten in der Kunst unter der Tyrannei traditioneller Formen. Das Gegebene wird fortwährend zu vermehren gesucht, wie jetzt besonders durch Grabungen. Die Darstellung wird nuanciert durch eine neue Art der Betrachtung, wie zum Beispiel durch die Betonung der Wirtschaftsgeschichte. Aus alledem folgt, daß wenn nicht einmal ein Wunder geschieht, nicht einmal neben einer „Geschichte“ die andern den Atem verlieren, die Erkenntnis der Wahrheit immer zweifelhaft bleiben und sich in der Wissenschaft wiederholen wird, was aus der Malerei bekannt ist, daß eine Landschaft von zehn Malern zehnfach verschieden gemalt wird.

Da sich die Kategorien der Betrachtung ändern, auch sich zugleich die Liebens- und Hassenswerten Archive zuweilen aus all ihrem Papier noch etwas Leben auspressen lassen, so kann man allerdings an sich einer Generation nicht einen Vorwurf daraus machen, daß sie eine Revision früherer historischer Anschauungen vornimmt, wie auch Treitschke gegenüber Ranke andeutet. Freilich steht im Grunde der endgiltige Gewinn für die Wahrheit oder für die Weltanschauung dahin, und wir werden uns kaum enthalten, die Historiker wegen ihrer furchtbaren Arbeit zu bedauern und zu fürchten, daß zu viel Kraft für diese Dinge ausgegeben werde.

Betrachtungen dieser Art scheinen mir zwar zu dem Bekenntnis zu drängen, daß nicht alles Wißbare wissenschaftlich ist, daß sich aber doch das Wissenschaftliche nicht durch eine scharfe Definition umgrenzen läßt. Deshalb bleibt in der Tat dem persönlichen Geschmack sein Recht.

Die ersten Leser des Faust und die meisten der jetzigen haben durchaus nicht alles gewußt, was jetzt einige Faustphilologen wissen. Seine Wirkung hat er vermutlich am meisten auf die verhältnismäßig naiven Geister ausgeübt. So wird es auch bleiben, zumal da das philologische Einzelwissen immer nur Eigentum weniger bleibt, vermutlich auch den gesamten ästhetischen

Eindruck stören würde. So sucht sich denn jeder heraus, was ihm erreichbar ist oder paßt. Und so wird es auch sein bei einer Reihe von Schriften, die mit großem Fleiß dem Studium einiger literarischer Persönlichkeiten gewidmet sind.

Zunächst Goethe und kein Ende. Hätten wir von ihm nur die „Werke,“ eine Bildsäule, wie etwa die des Sophokles im Lateran, ein paar Lebensnachrichten, wie von den großen attischen Tragikern, so wüßten wir immerhin noch mehr von ihm als von jenen. Denn er hat uns nicht bloß sein Leben beschrieben, in Vers und Prosa individuelle Bekenntnisse gemacht, sondern auch in den Annalen und dergleichen gesprochen, außerdem versichert: Es ist mir wirklich sonderbar zumute, daß diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom auffuchen. Ich kann wohl sagen, es ist kein Buchstabe darin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre (Zweiter Aufenthalt in Rom, 22. September 1787). Wir würden dann den unerreicht großen Dichter und seine wunderbare Fülle anstaunen und sagen, daß sich Zartheit, Tiefe, Erhabenheit, Schönheit in einziger Verbindung zeigen, daß nur eine kerngesunde Natur zu solchen Leistungen befähigt war, daß er, obgleich er die Welt kannte, sie optimistisch bejahte:

Und doch sang ich gläubigerweise,  
Daß mir die Geliebte treu,  
Daß die Welt, wie sie auch kreise,  
Liebevoll und dankbar sei.

Vermutlich wären wir glücklicher ohne das gelehrte Wissen über ihn, das doch bis zu einem gewissen Grade den unmittelbaren Genuß seiner Werke beeinträchtigt.

So offenherzig er nun selbst gewesen ist, so bleibt doch zweifelhaft, ob ihm alle unsre Nachforschungen über sein Leben sympathisch gewesen wären. Beruft man sich auf das psychologische Interesse, auf das Recht oder gar die Pflicht des Historikers, so ist auch dagegen Widerspruch erhoben worden. Schopenhauer nämlich, also ein Verehrer Goethes, findet nicht nur die Leute verächtlich, die zum Beispiel Kants alten Hut und allerlei Autographen aufmerksam und ehrfurchtsvoll angafften, sondern auch die, die eifrig bemüht seien, das Stoffliche der Dichterwerke, zum Beispiel die Faustsage und ihre Literatur, sodann die persönlichen Verhältnisse und Begebenheiten im Leben des Dichters, die zu seinem Werk Anlaß gegeben haben, zu erforschen und gründlich kennen zu lernen. Sie glichen dem, der im Theater eine schöne Dekoration sieht und nun auf die Bühne eilt, die hölzernen Gerüste, von denen sie getragen wird, zu besichtigen. Noch ungünstiger urteilt Schopenhauer über die weitläufigen Untersuchungen des Lebens Goethes von der moralischen Seite, „um zu sehen, ob sie nicht dort irgendeinen Makel entdecken können“ . . . Auch hier ist Schopenhauer etwas Berserker. Immerhin könnte er, dessen starke Seite die geschichtliche Betrachtung nicht war, sich jetzt auf einen Historiker als Bundesgenossen berufen, da Treitschke die Arbeit der Kunst der Goetheforscher pedantisch nennt, eine neue, wenig erfreuliche Spielart des deutschen gelehrten Philistertums. Dem, was Schopenhauer Wahres

sagt, muß man einschränkend hinzufügen, daß die von ihm jenen Richtern zugeschriebenen Beweggründe oft unbegründet sind, abgerechnet etwa die infamen Befühdungen, die man vergeblich an dem reinen, wehmütigen Bilde Friederikens versucht hat.

In seinem Werke Goethe (I. Teil, 264 Seiten. II. Teil, 260 Seiten. Leipzig, Joh. Ambros. Barth, 1903; jeder Band 3 Mark, geb. 4,50 Mark, sehr schöner deutlicher Druck) hat P. S. Möbius nur das spinozistische Interesse *neque ridere, neque flere, nec detestari, sed intelligere*. Mit klinischer Genauigkeit werden die Tatsachen gebucht, und wenn viel vom Pathologischen bei Goethe die Rede ist, so sind die Ergebnisse doch nicht so wie in den Büchern über Rousseau und über Schopenhauer. Das liegt nicht an einer weniger sorgfältigen Methode, sondern am Patienten selbst, wenn denn Goethe als solcher bezeichnet werden darf. Hier handelt es sich nicht um ein Analogon der „Revision des Prozesses Goethe,“ die in den Grenzboten (1898, Nr. 42) treffend beleuchtet worden ist. Vielmehr will Möbius die Erkenntnis Goethes durch die Mittel der modernen medizinischen Wissenschaft fördern. Weil an jedem hervorragenden Menschen das Pathologische teil habe, darum sei bei jeder Biographie die Hilfe des Sachverständigen nötig. (Möbius, Rousseau XI, 1903.)

Die Lehre, daß die Hauptursache für den Menschen das „Milieu“ sei, nennt Möbius widerwärtig und dumm (I, 183), meint auch, daß bei der Mangelhaftigkeit unsrer Einsicht von einer befriedigenden Erklärung des Wunders Goethe aus den Eigenschaften seiner Eltern keine Rede sein kann; daß wir bei den Müttern großer Männer nicht viel würden prophezeien können, wenn wir die Söhne nicht schon kennen: untersucht aber doch die ganze Familie und findet in ihr ein Beispiel der bis zur Vernichtung fortschreitenden Entartung. Und mitten in all dem Sammer steht der Genius. Möbius lehnt die widerlichen Untersuchungen eines andern ab (I, 169 f.) und glaubt seinerseits, daß der Weingenuß an den mancherlei traurigen Erscheinungen schuld sei.

Die Sterblichkeit seiner Kinder sei darauf zurückzuführen. Christianens Vater soll Trinker gewesen sein. Christiane habe die Neigung geerbt. Von Trunksucht sei freilich bei Goethe keine Rede, wie hätte er auch sonst so viel und so arbeiten können! Immerhin sei der tägliche Genuß einer in Weidländern noch für mäßig geltenden Menge schädlich gewesen. Vermutlich sei Christiane von Goethe noch etwas zum Mittrinken angeregt worden.

Auch sonst wird Goethe mit dem Auge eines Mediziners geprüft; so sein Äußeres II, 26 f. Möbius findet, daß die Porträts meist nichts taugen. Gewiß. Noch viel deutlicher sieht man in seinem „Schopenhauer,“ wie wenig man sich darauf verlassen darf, wie wir denn auch von Shakespeare durchaus kein Bild haben, das unsrer Vorstellung charakteristisch entspräche, während man sich ihn gern so dächte, wie er von Kaulbach (Zeitalter der Reformation) gemalt ist. Auf das Geistige übergehend bespricht Möbius die Weiber, die Freundschaft, Kinderliebe, Hefigkeit, den Erwerbssinn, die Neigung zum Wunderbaren u. a. m.

Wenn auch das Gezeiter oder das salbungsvolle Geseufze über Goethes Verliebtheit nicht aufhören wird, so muß doch wiederholt werden, daß wir statistisch gar nicht wissen, wie die Menschen sich sonst verhalten oder verhalten hätten, wenn sie an Goethes Stelle gewesen wären. Bei Tag und bei Nacht geht eben viel durch das Labyrinth der Brust, was von den Menschen nicht gewußt oder bedacht wird. Vermutlich würde sich die Welt noch düstrier ausnehmen, wenn die Geschichte der geheimen Schmerzen oder der bösen Gedanken mit annähernder Vollständigkeit geschrieben würde, und zwar mit den grellen Farben, die nach Treitschke alle wahrhaftige Geschichte trägt. Goethes Rat: Beurteile niemand, bis du an seiner Stelle gestanden hast, ist zwar undurchführbar, aber beherzigenswert. Wie hätten sich viele, die jetzt in der Toga der Korrektheit prangen, benommen, wenn sie an seiner Stelle gewesen wären — berühmt, ungeschwämmt, in einem großen und mannigfach ausgezeichneten Kreise des Verkehrs! Ja man kann sich an den kleinen scherzhaften Vers aus einem andern Kreise erinnern: Zürne nicht ob Lola Montez, selber habend nicht gekonnt es.

Oder sollen wir zu Goethes Verteidigung auf noch weit ältere Herren verweisen (Genesis 5 oder 25)? Wir bescheiden uns nun mit dem, was wir direkt von ihm wissen. Da sollte man doch aufhören, ihm vorzuwerfen, was er einmal an Frau von Stein schreibt: Ich log und trog mich bey allen hübschen Gesichtern herum und hatte den Vorteil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte (Fielzig I, 22). Denn das bezieht sich auf einen einzigen Abend. Möbius urteilt besonnen II, 41. An kleinern Neigungen fehlte es zwar fast nie ganz, aber die eigentlichen Liebchaften traten periodisch auf. Goethes Scherz gegen Julie von Egloffstein (1822: Mir geht es schlecht, denn ich bin weder verliebt, noch ist jemand in mich verliebt) hätte Alex. Baumgartner leichter nehmen sollen.

Während Goethe nach Karoline von Egloffstein dichtende Frauen nicht leiden konnte, ließ er sich in der Tat gern durch Frauen zum Dichten anregen und genoß sie als Spiegel oder Echo. Möbius meint nicht übel, daß die Verliebtheit des Dichters ein Kunstgriff der Natur sei. Die Weiber machen sich um die Poesie verdient, wenn sie den Dichter lieben. Ja es ist auch analog begreiflich, daß sich der Künstler durch ihre Teilnahme gefördert fühlt, wie das bei Ibsen (Frau vom Meer IV, 1) angedeutet wird. Über die Angelegenheit mit Ulrike von Levezow endlich haben wir eine sachgemäße Beurteilung bei Bielschowsky II, 481 f.

Ist so in Goethes Verhältnis zu den Frauen, von jener Periodizität abgesehen, nichts Pathologisches zu finden, so geht Möbius dazu über, Goethes eigne pathologische Zustände und seine Schilderungen von dergleichen zu mustern. Dabei werden wir vorsichtig sein müssen. Wer wollte nämlich schließen, daß Shakespeare viel Pathologisches an sich hatte, weil er es darstellt? Sein Leben zeigt im Gegenteil keine Spur davon, nicht einmal in den Nachspürungen von G. Brandes. So kommt denn auch Möbius nach der Betrachtung von Werther, dem Harfner usw. zu dem richtigen Ergebnis: weil wir bei Goethe das dichterisch erfaßte Bild des wirklichen Lebens finden,

deshalb sind seine Darstellungen so reich an pathologischen Zügen und an Hinweisen auf das Pathologische. Goethe selbst sagte ja einmal: Die Welt ist so voller Schwachköpfe und Narren, daß man nicht nötig hat, sie im Tollhause zu suchen.

Neu ist aber die Beobachtung eines bei Goethe periodisch auftretenden pathologischen Zustandes. War er schon nicht so gesund, wie man nach seinen ungeheuern Leistungen glauben sollte, hielt er viel auf Ärzte, war er öfter „hübefonder“ (Christiane an Mik. Meyer) infolge von „hemeroldalustän“, ist sein Greisenalter der glänzendste Beweis für die ungeheure Stärke seiner Natur: so läßt sich außerdem eine physiologische Periodizität an ihm beobachten (I, 205 f.). Und zwar treten ungefähr aller sieben Jahre solche Zustände ein, in denen sich mit großer Erregung erhöhte Produktivität und nicht selten Krankheit verbunden zeigt, zum Beispiel 1823 (I, 215 f. Vergl. Möbius, Schopenhauer S. 55, 77, 1904; Rousseau S. 191 f.). Ausdrücklich muß bemerkt werden, daß zwischen diesen großen Erregungen nicht immer gleichmäßige Stimmung besteht, sondern Schwankungen verschiedener Art vorkommen, wenn er auch „kein Mädchen im Kopfe hatte,“ daß die Division durch sieben nicht glatt aufgeht.

Fragt ein Skeptiker, welchen Gewinn für das Verständnis Goethes wir davon haben, welchen Verlust wir hätten, wenn wir das alles nicht wüßten, jener Anlaß zu hypochondrischen Anwandlungen habe ja doch keine Spur in Goethes Werken hinterlassen, nicht einmal in dem, was Nicolai an Werthers Grabe sagt, so kann man ihm antworten, daß immerhin das intelligere auch hierin zu seinem Recht kommt, ja daß es zur Entschuldigung Goethes beiträgt. Ich unterlasse (vielleicht auch zum hundertunderstenmale) von Goethes eignen Äußerungen über den Dichtervahnsinn zu reden und bemerke nur, daß die Periodizität des Schaffens immer ihren Rhythmus hat. Daß sogar ein Goethe nicht immer dichterisch tätig war oder solche Werke schuf, die bei der Siebung der Nachwelt als Werke ersten Ranges im Sieb bleiben, ist um so begreiflicher, als er wissenschaftlich so intensiv und extensiv arbeitete, sammelte, amtliche Plackereien hatte u. a. m.

Wenn Möbius wieder darauf verweist, daß für Ottilie in den Wahlverwandtschaften Minna Herzlieb Modell gewesen sei, so scheint mir das nur mit der Einschränkung erlaubt, die Möbius selbst an andern Personen (I, 105) gelten läßt. Es kommt hinzu, daß Ottilie, die Goethe so viel Feines sagen läßt, stark gegen die wahre Minna absticht. Denn von dieser wird uns glaubhaft berichtet, daß sie zwar von Jugend auf gesund war, aber geistig nicht sehr hoch stand, sich geistig nur langsam entwickelte, sodaß ihr keine anhaltende und strengere Verstandesarbeit zugemutet werden konnte. Auch war sie schreibfaul. (Das Frommannsche Haus und seine Freunde. III. Auflage 1889. Stuttgart. S. 117 f.)

Überhaupt hat die ganze Modellsucherei eine üble Ähnlichkeit mit der ewigen Quellenschnüffelei in der Philologie (im engern Sinne). Wir wissen ja, daß ein großer Teil der Kunst auf Reproduktion beruht, und können uns denken, daß die Dichter einzelne Personen zu ihren Gestaltungen benutzen

(vergl. Gräf S. 174). Aber hat nicht zum Beispiel Schopenhauer Recht: unmöglich und absurd ist die Annahme, daß Shakespeare die unzählig mannigfaltigen, so wahren, so gehaltenen, so aus der Tiefe herausgearbeiteten Charaktere in seinen Dramen aus seiner Erfahrung im Weltleben sich gemerkt und wiedergegeben hätte? In sehr früher Zeit glaubte Goethe zu erkennen, daß er ein armer Sünder sei, daß aus Shakespeare die Natur weissage, und daß seine eignen Menschen Seifenblasen seien, von Romangrillen aufgetrieben (Gräf S. 76).

Noch sei bei Möbius auf den Abschnitt Goethe und Gall II, 211 f. verwiesen.

Mehr für den gelehrten Forscher eingerichtet ist das Buch von Dr. Hans Gerhard Gräf: Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. Erster Band (des ganzen Werkes dritter Band). Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, 1903. 443 Seiten.

Mit großer Genauigkeit hat Gräf alles Erreichbare über sechzehn Arbeiten von Amine an bis zum Fastnachtspiel vom Pater Brey zusammengestellt, sodaß wir nicht nur über bekanntere Stücke (Clavigo, Egmont, Des Epimenides Erwachen u. a. m.) unterrichtet werden, sondern auch über den Belsazar, Cäsar, das Concerto dramatico, den Falken. Dabei konnte sich Gräf weder textkritischen noch chronologischen Fragen entziehen (z. B. 73, 197).

Die neuere Literatur zeigt, wie Möbius bemerkt, daß das Interesse am Pathologischen wächst. Auch hier begegnen wir ihm wieder, jedoch in abgestuftem Grade und verschiedner Wirksamkeit. Bald scheint es mit der Tiefe der Persönlichkeit verwachsen, bald gibt es den dichterischen Werken nur hier und da eine interessante Färbung, deren Spuren bei Hauff sogar verschwindend sind.

Der meines Wissens neueste Biograph Kleists (1902) kann natürlich in seinem Helden nicht ein Bild vollster Gesundheit sehen. Es ist zu bekannt, daß auch diese Sonne ihre Flecken und Protuberanzen hatte. Aber es bleibt uns erspart, dagegen zu protestieren, daß der Dichter per intervalla insaniae geschrieben hat, wie das Sueton von Lucretius berichtet. Nach Franz Servaes „Heinrich von Kleist“ (Leipzig, Berlin, Wien, E. A. Seemann, 160 S. Lexikonoktav, 4 Mark) erscheint der unglückliche Dichter fast immer exalziert, wiederholt schwer krank, aber nicht wahnsinnig (145). Alles setzte sich bei Kleist in Affekt um; er hatte Gehörshalluzinationen und sah vor dem innern Auge mit visionärer Klarheit einzelne dramatische Szenen, wie wir dies bei allen wahren Dramatikern mitunter voraussetzen müssen. Die Überspanntheit seiner Vorstellungen von der Liebe tritt uns in seinem Verhalten gegen seine Braut Wilhelmine von Zenge entgegen. Ich vermisse gar nichts an ihr, während Servaes in ihr nicht das hochdenkende, großherzige und innerlich freie Weib findet, das hätte berufen sein können, einem Dichter wie Kleist die Lebensbahn frei zu machen und zu verschönern (33). Wie sollte sie ihm denn die Lebensbahn frei machen? Kleist traf sie wieder als Frau des Philosophen Krug in Königsberg.

Auch gegen Julie Kunze in Dresden war Kleist schrullig (103). Er

Grenzboten II 1904

verlangte, als er sie um ihre Hand bat, nicht nur tiefste Verschwiegenheit gegenüber den Angehörigen, sondern ein blindes und rückhaltloses Anvertrauen einer womöglich über allen Satzungen der Gesellschaft stehenden Liebe. Wäre es erlaubt, das mit einem Grundzug seines Wesens zu verknüpfen, so könnte dies wohl sein Ehrgeiz sein — der natürlich an sich absolut nicht zu tadeln ist. Wie er in der Liebe nach unbedingtem Glauben dürstete (108), so wollte er, der mit seinen Plänen ungefähr immer scheiterte, der Familie zeigen, daß er doch etwas Großes war; er wollte Dichterruhm gewinnen, obgleich er gelegentlich sehr bescheiden von seiner Dichtung sprach. Darum war er unglücklich, als er 1809 einer Schwester Wilhelminens einen seiner Verse zitierte, und ihn diese ganz harmlos fragte, wer der Verfasser wäre. Vernichtend war es, als er 1811 in Frankfurt zu fühlen glaubte, daß er keiner Teilnahme mehr wert sei. Daher auch der Paroxysmus der Dankbarkeit, als der Strahl von Wielands Begeisterung über Robert Guiskard in sein verdüstertes Gemüt fiel. Kleist stürzte ihm zu Füßen und überströmte seine Hände mit heißen Küffen.

Gewiß ist Kleist tief zu beklagen, da er unter einem wolkenverhangnen Himmel vergeblich umherspähte, welche Lücke des Weltlaufs er ihm genehm und dauernd ausfüllen könnte. Aber auch daran ist kein Zweifel, daß die Familie, besonders seine edle Schwester Ulrike, die gräßlichste Not mit ihm hatte. Von vielen materiellen Opfern abgesehen war es höchst lästig, in bezug auf ihn zu einer immer neuen Aufmerksamkeit, Willensanstrengung und Sorge genötigt zu sein. Man hatte keine Ruhe mit ihm, wie er keine hatte. Das Unstete seines Willens mag von den traurigen Zeiten unsers Vaterlandes mit bestimmt worden sein, aber es war auch von Natur zu beklagen. Dieses ewige Reisen, diese wechselnden Pläne (einmal wollte er zu einem Tischler), diese verfehlten Journalgründungen (98, 117, 134)! Dagegen hatte er ein andermal die Beharrlichkeitschrunke, seine Stube nicht eher zu verlassen, bis er einen festen Lebensplan gefaßt hätte — der bloß wissende Mensch sei ekelhaft, verglichen mit dem handelnden. Ernster ist, daß er in Dresden infolge von Opiumgenuß dem Tode nahe war. Endlich seine Anträge an andre, mit ihm zu sterben (45, 141): dies hatte für ihn etwas unnatürlich Bestechendes. Da ihm nun ganz gewiß auf Erden nicht mehr zu helfen war, fand er die Todesgenossin in Henriette Adolfine Vogel, der Frau eines braven Rendanten, einer fein gebildeten, sehr musikalischen Frau, die ein unheilbares körperliches Leiden hatte.

Servaes Buch ist hübsch und anziehend geschrieben; nur wenig Spuren des Übermenschstils fielen mir auf. Den „Drüberstand“ (128) rechne ich nicht dahin. Gegenüber manchen Kleistschriften, die uns mit dick angeschwollener Wichtigtuerei zu erwürgen drohen, sucht Servaes seinen Helden in das Gewebe der gesamten Zeit zu verflechten, schildert die Menschen seines Verkehrs, die Schriftstelleratmosphäre, erwähnt Tiecks Verdienst um Kleist, lobt nicht alles in Kleists Werken, spürt nach der Einwirkung der persönlichen Verhältnisse und der Zeit auf Novellen und Dramen, wendet sich gegen die schon erwähnte Modellschnüffelei — kurz, hat überall das Bestreben, den

Dichter psychologisch zu fassen, was ja mit philologisch nicht immer identisch ist. Darum geht er auch auf seine Produktionsweise ein (z. B. 94, 124).

Hatte Kleist wirklich 1809 den phantastischen Plan, Napoleon zu töten (118 f.), so frage man sich: Wie oft mag in dieser furchtbaren Zeit unsers Vaterlandes der Gedanke aufgestiegen sein, alles müßte besser werden, wenn jemand den rücksichtslosen Unterdrücker beseitigte. Angeblich war es ja auch gegen Friedrich den Großen mitunter geplant.

Können wir uns dem Gesamturteil über Kleists Wesen anschließen (124), so sehe ich doch keinen Anlaß, ihn mit Servaes zum Vorläufer unsrer Zeit (Nicksche?) zu machen, weil Kleist einmal schrieb: Was ist böse, absolut böse usw.? Auch fände ich kein Verdienst darin. Weil Kleist einer der wichtigsten Vorläufer des „modernen Menschen“ gewesen und als solcher zu früh gekommen sei, habe er in seiner Zeit nicht verstanden werden können und untergehn müssen. Nun, mag jeder sehen, wie er sich dazu stellt.

Noch ist hervorzuheben, daß etwa sechzig Bilder von Personen, Örtlichkeiten, Szenen aus den Werken u. a. m. in den Text gesetzt sind und so die lebendige Farbe der Darstellung unterstützen.

(Schluß folgt)



## Wanderungen in der Niederlausitz

Von Otto Eduard Schmidt

### 5. Vom Schwiellochsee zur Schwarzen Elster

(Schwiellochsee, Lübben, Luckau, Lebusa, Schlieben, Herzberg)



ie größte Wasseranstauung, die die Spree auf ihrem vielgewundenen Laufe bildet, heißt der Schwiellochsee. Die Spree hat ja wie ihre Geschwister Neiße und Bober von Haus aus die Absicht, sich zur Ober zu wenden; und so macht sie denn da, wo sie bei Leibsch aus dem untern Spreewald herauskommt, eine entschiedne Schwentung nach Osten. Aber wenig Meilen weiter ostwärts stößt sie auf einen unbefiegligen Gegner. Ein zwischen Friedland und Lieberose nach Westen zu streichender Höhenzug wirft ihr seine mit schwarzen Niesern bewehrten Sandwellen entgegen. Nicht leichten Muts gibt die tapf're Spree den Kampf auf, sondern erst nachdem sie lange Zeit mit dem zähen Gegner gerungen und dabei ein flaches Niesenbecken mit ihren Wassern angefüllt hat, entschleßt sie sich zum Abzuge in nördlicher Richtung, die allmählich in eine westliche übergeht, der Havel und der Elbe entgegen. So ist der Schwiellochsee entstanden, dessen Namen das Volk als „Schweinsloch“ deutet, weil ein wilder Eber einst seine jetzt verborgnen Quellen aufgewühlt habe. Er umfaßt eine Fläche von nicht weniger als siebenundzwanzig Quadratkilometern. So große Wasserflächen haben für den Binnenländer etwas anziehendes; sie leisten ihm einen gewissen Ersatz für das ferne Meer. Und so beschloßen wir denn, da wir noch zu guter Zeit in Beeskow angekommen waren, von da aus nach Lübben nicht die Bahn, sondern die nahe an den Schwielloch hinanföhrnde Straße zu benutzen. Sie föhrt fast ununterbrochen durch dichten